

Ihr Leben mit der Mauer

Drei Zeitzeugen berichten

Die unwürdige Beisetzung einer Mutter
Das Loch in der Mauer
Der erste Mauer-Tunnel

Das Erbe von Cajazzo

Versöhnung nach einem Kriegsverbrechen

Der Mitbürger einer Gemeinde in der Eifel wird nach vielen Jahren als Kriegsverbrecher enttarnt und in Italien verurteilt. Die Eifel-Gemeinde ist erschüttert und pflegt nun eine Partnerschaft mit dem italienischen Dorf.

Zeitenwende

Die Vergangenheit lässt sie nicht los

Eine ganze Familie wird von der Stasi verfolgt und schikaniert. Nun leitet sie die ehemalige Stasi-Zentrale als „Museum der Unterdrückung“.



Das Erbe der Vergangenheit
Reportagen von Gabriele Novak-Oster



Erbe der Vergangenheit

Ihr Leben mit der *Mauer*
Drei Zeitzeugen berichten
über Ereignisse

Das Erbe von *Cajazzo*
Versöhnung nach einem
Kriegsverbrechen

Zeitenwende
Die Stasi-Vergangenheit lässt
sie nicht los

Reportagen, Gespräche
und Beobachtungen von
Gabriele Novak-Oster

Erbe der Vergangenheit

Wann und wie stark kann Vergangenheit schmerzen?
Wenn die Waffen schweigen, doch in den Köpfen weiter
gekämpft wird? Wenn unverhofft ein Kriegsverbrecher im
eigenen Umfeld enttarnt wird? Wie sind die Reaktionen im
Dorf und bei einstigen Kriegsgegnern?
Ist die Versöhnung weit weg, zu weit - unerreichbar?

Wieder Frieden nach schrecklicher Vergangenheit.
Dann kam die Mauer. Wieder Tote, wieder Leid.
Einer riss ein Loch in das trennende Gestein, ein anderer
baute einen Tunnel in der Tiefe. Die Mauer blieb ...

Es blieben Schikanen und Machenschaften der Stasi, die
Außenstehende nicht nachvollziehen können. Der Besuch
des Stasi-Museums in Leipzig kann erklären, aber nicht
begreifbar machen.

Die von Menschen verursachte Vergangenheit schmerzt
noch immer. Es fällt schwer, aber es kann gelingen, aus
dem Schmerz Zukunft zu gewinnen.
Und Menschlichkeit. Langsam.

Es geschah vor 40 Jahren. Eine Mauer zerriss in Ost und West. Der Zerfall des Schmerzes über deren Bau nie vollends verdrängen. Gabi Novak-Oster lässt Zeitzeugen zurückblicken.



„Man muss schon lassen, um eine solche gefährliche Sache zu machen“

über das Erkennen. Die Welt hat es im Blick genommen. Die Welt hat es im Blick genommen. Die Welt hat es im Blick genommen.

Die Geschichte

Die Geschichte der Mauer. Die Geschichte der Mauer. Die Geschichte der Mauer. Die Geschichte der Mauer.

Die Spuren

Die Spuren der Mauer. Die Spuren der Mauer. Die Spuren der Mauer. Die Spuren der Mauer.



Die Berliner. Manie Kiehl spricht mit Zeitzeugen und erzählt ihren Geschichten für die Reportage.

Die Erinnerung

Die Erinnerung an die Mauer. Die Erinnerung an die Mauer. Die Erinnerung an die Mauer. Die Erinnerung an die Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Journal

Die große Reportage

Die große Reportage. Die große Reportage. Die große Reportage. Die große Reportage.

Ihr Leben mit der Mauer

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer. Ihr Leben mit der Mauer.

Die heißt längst Hussitenstraße, und hier wohnt Gertrud Kielberg noch immer. Im vierten Stock, wie damals. „Nur die Bäume waren noch ganz klein, ich konnte direkt auf die Bernauer Straße schauen.“ Dahinter, auf dem Elisabeth-Friedhof, lagen schon damals ihr Vater und die jüngste Schwester Elisabeth begraben, die 1951 tödlich verunglückt war.

Der Krieg veränderte die Situation. Gertrud Kielberg blickt zurück: Nach der Teilung in Sektoren lebt ihre Familie unter französischer Besatzung. Gertrud hat bis dahin als Kindergärtnerin im Pfarrhaus gearbeitet. Jetzt haben dort die Russen das Sagen, und sie muss sich eine neue Stelle suchen.

Am 13. August 1961 will Gertrud Kielberg für ihren Mann eine Sonntagszeitung besorgen. „Ich guckte rüber auf die Bernauer und dachte, es ist ein Film. Überall stehen „spanische Reiter“ mit Stacheldraht. Sie kehrt heim und sagt zu ihrem Mann: „Da stimmt was nicht.“ In den nächsten Stunden trauen sich nur noch wenige Menschen auf die Straße. „Die pure Angst.“ Später beobachtet Gertrud Kielberg aus ihrer Wohnung, wie an den Ost-Häusern aus Fenstern Fassaden werden. Hier winkt niemand mehr. „Für uns alle war das ein entsetzlicher Schock.“

Vor allem Gertruds Mutter leidet unter der Situation, jeden Tag mehr. Sie schreibt an Honnecker wegen der Gräber im Ostteil, zu denen nun keiner mehr kommt. Ein freundlicher, aber nichts sagender Brief kommt als Antwort. „Meine Mutter ist an der Mauer zu Grunde gegangen.“

Als sie auf dem Sterbebett liegt, muss die Tochter ihr versprechen, sie auf den Ost-Friedhof überführen zu lassen. Das wird erlaubt - gegen viel Geld. Zwei Tage nach Mutters Tod arrangiert Gertrud Kielberg eine kleine Trauerfeier. Die Familie nimmt im Westen Abschied. Ein Pferdefuhrwerk aus Ost-Berlin steht bereit, um den Sarg mitzunehmen. „Natürlich habe ich den

Männern noch ein wenig Geld in die Hand gedrückt.“ Sie dürfen es nicht mitnehmen - und verschwinden in einer Kneipe.

Gertrud Kielberg wartet eineinhalb Stunden an der Grenze. Sie steht auf einem der hölzernen Aussichtspunkte und blickt hinüber in den Ostteil der Stadt. Ein Polizist reicht ihr seinen Feldstecher, so hat sie den Friedhof und das für ihre Mutter bereitete Grab gut im Blick. Endlich trifft das Pferdefuhrwerk ein, der Sarg wird abgeladen.

Diese Bilder hat Gertrud Kielberg nie vergessen. Aufs Neue scheint sie beim Erzählen zu erschrecken. „Ich hätte nicht hinüberschauen sollen.“ Sie sieht, wie Grenzposten den Sarg öffnen und darin herumwühlen, wie sie die Kränze zerfleddern. „Die dachten, ich hätte was rüber geschmuggelt.“

Erst ein halbes Jahr später, als es für West-Berliner die ersten Passierscheine gibt, steht Gertrud Kielberg am Grab ihrer Mutter. Schikane bis in den Tod, oft hat die 75-Jährige darüber gesprochen.

Das Reden befreite.

Joachim Lazai sprengte ein Loch in die Mauer

Er musste schweigen. 30 Jahre lang. Joachim Lazai musste bis zum Fall der Mauer eine Aktion verheimlichen, die ihm ein inneres Bedürfnis war, an der er aber auch fast zerbrochen wäre: Er hatte 1962 ein Loch in die Berliner Mauer gesprengt. Das, was der Tat an Unmenschlichem vorausgegangen war, hat Lazai bis heute nicht verkraftet.

Besuch in Alt-Tegel. Hier wohnt Joachim Lazai mit seiner Frau Karin, und sie sind glücklich. „Ich bin einer, der nie aus Berlin weggehen würde.“ Ein Mal musste er es, das hing mit seiner Aktion zusammen. Aber selbst darüber durfte er nicht reden. Heute scheint es, als wolle, als müsse Lazai alles nachholen. Er wird zu Diskussionsrunden eingeladen, hat ein Band fürs Polizeihistorische Museum Berlin besprochen. Joachim Lazais Geschichte ist eine unglaubliche: Seit 1956 gehört er der Bereitschaftspolizei an, im Dienstbereich liegt die Bernauer Straße. Am 13. August 1961 hat Joachim Lazai frei. Dass er dennoch zum Dienst gerufen wird, ist nichts Außergewöhnliches. Irgendwie spürt er: „Da läuft was anders.“ Zusammen mit Kollegen wird er an der Ecke Bernauer/Schwedter Straße abgesetzt. Über Stacheldrahtrollen hinweg, gerade mal drei Meter entfernt, stehen drei Grenzposten aus dem Osten.

Wie immer versucht Lazai zu ihnen Kontakt aufzunehmen, wenigstens zu grüßen. Doch die Reaktion ist anders als sonst. „Die drehten sich um und schwiegen. Ich wusste gar nicht, was da läuft.“ Das ändert sich, denn in den folgenden Tagen wird die Mauer errichtet. Für Joachim Lazai beginnt der „schwierigste Dienst“ seiner langen Laufbahn. Die Menschen im Westen waren ein Gefahrenpotenzial, denn sie sahen im Osten Unmenschliches.“ Die explosive Stimmung hält über Wochen und Monate an.

Nach dem Dienst versammeln sich Massen in der Bernauer Straße, sie werden von der Polizei mit gespannten Seilen zurückgehalten. Ich habe immer versucht, die Menschen zu beruhigen.“ Leiser fügt Lazai hinzu: „Auch wenn ich besser mal ausgeflippt wäre.“ Wie gut kann er die aufgebrauchte Meute verstehen. Der 63-Jährige senkt den Kopf und wirkt bedrückt. Ich bin einer, der nur vom Gefühl lebt, aber ausgerechnet ich habe das Falsche gemacht.“ Er muss für Ruhe sorgen, „aber am liebsten hätte ich mich in die Masse eingereiht.“

In den ersten Tagen wollen viele Ostbürger abhauen, die Bernauer Straße ist dafür besonders geeignet - so lange jedenfalls, bis die Fenster nicht vollends zugemauert sind. Von früh bis in die Nacht gab es Zwischenfälle“, erinnert sich Lazai. Er denkt an die ältere Frau, die ihre Oberbetten aus dem dritten Stock wirft und glaubt, bei ihrem Sprung weich zu fallen. Ein tödlicher Irrtum. Er sieht den Studenten vor sich, der Angst vor dem Springen hat und auf dem Dach hin und her läuft. Als er endlich springt, verfehlt er das aufgespannte Tuch der Feuerwehr. Wieder ein Toter.

„Ich habe so viel erlebt“, sagt Joachim Lazai, „und ich habe wahnsinnig gelitten.“ Er stockt. Eigentlich habe ich es nicht verkraftet, das muss ich mir eingestehen. Er erinnert sich an seine Gedanken: „Das kann nicht sein, du musst was unternehmen.“ Bei diesen Worten atmet er schwer. Denn er spürt nicht nur „das geographische Glück, im Westen zu leben“, er fühlt auch: „Mensch, die da drüben warten doch, dass was passiert.“ In seiner Ausbildung hatte Lazai Sprengen gelernt, also überlegt er nun: Dieses Ding müsste man sprengen.“ Das Ding - die Mauer. Die innere Bereitschaft dazu wächst. Joachim Lazai hat drei klare Ziele: Ich wollte ein Zeichen setzen, ich wollte die Verantwortlichen in Pankow in Unruhe versetzen, ich wollte die Weltöffentlichkeit aufmerksam machen.“ Sicher muss sein: es durfte niemandem ein Körnchen Sand entgegen fliegen.

Der Polizist beschafft sich den Sprengstoff („ein Thema für sich“), er spricht einige Kollegen auf das Vorhaben an und sieht sie alle auf seiner Seite. Dann tritt erst einmal eine „gefährliche Ruhe“ ein. Drei Wochen beobachten die West-Polizisten jede Bewegung der Ost-Grenzposten.

In der Nacht zum 26. Mai 1962 ist es so weit. Die Aktion beginnt mit einem Ablenkungsmanöver. 300 Meter entfernt wird eine Minute vorher eine kleine Sprengladung gezündet. „Ich wusste, dass dann alle dorthin laufen.“ Und so kommt es. Dann detoniert die eigentliche Sprengladung - drei Mal drei Kilo. „Da ist die Hölle losgebrochen.“ Polizist Lazai meldet seiner Dienststelle „ein lautes Knallgeräusch.“ In der Berliner Mauer klafft ein drei Meter großes Loch. Joachim Lazai erinnert sich, dass er Halt an einer Telefonzelle suchte. Da fällst du erst mal zusammen wie eine Hülle.“ Auf der anderen Seite der löchrigen Mauer fahren nach zehn Minuten Panzer auf, es wird hektisch.

Lazai hat erreicht, was er wollte. Plötzlich spürt er Angst: „Hoffentlich hast du nicht den Dritten Weltkrieg ausgelöst.“ Ein „schlimmer Moment“, der sich in Lazais Kopf festsetzt wie Beton. Bis heute hat er sich von dieser Vorstellung nicht befreit. Bei einem Versuch, weiteren Sprengstoff zu kaufen, wird Lazai von den Amerikanern festgenommen - und nach einem Telefonat mit seiner Dienststelle wieder freigelassen. Er geht über Wochen seinem normalen Dienst nach, es gibt keine Fragen.

Am 2. Juli versetzt ihn der oberste Polizeichef aus Sicherheitsgründen, ohne das offen auszusprechen: Beim Abschied sagt er nur: „Und bewahren Sie Stillschweigen.“ Bis 1989 gibt es eine Stasi-Fahndungsakte über ihn. Acht Jahre später darf Joachim Lazai nach Berlin zurück. Sein Schweigen aber

dauert 30 Jahre. „Oft habe ich darunter gelitten, oft habe ich mich kraftlos gefühlt.“ Erlösung bringt erst der Fall der Mauer.

Heute engagiert sich der 63-Jährige im Anti-Gewalt-Programm „Kick“, das er mit der Berliner Sportjugend ins Leben gerufen hat. „Wenn ich von 100 jungen Menschen drei auf den richtigen Weg bringen kann, dann ist das jede Anstrengung wert.“

Ulrich Pfeifer baute den ersten Mauer-Tunnel

Ein wenig verschämt, aber den Stolz nicht verbergen könnend, holt Ulrich Pfeifer ein schmales Glas aus dem Regal. Eine Art Einmachglas. Unter dem Deckel stecken nebeneinander zwei längliche morsche Holzteile. Ein Stück Geschichte. Seine Geschichte. Sein Leben. Im vergangenen Jahr erst hatte sich Ulrich Pfeifer die Spuren der Erinnerung gesichert.

Damals war der wohl bekannteste Tunnel unter der Berliner Mauer entdeckt worden: der Tunnel 29. Pfeifer gehörte zu jenen, die ihn 1962 in monatelanger Handarbeit gebaut und damit 29 Menschen die Flucht in den Westen ermöglicht hatten.

Als der Tunnel 2000 von einem Kamera-Team wieder entdeckt wurde, stieg Ulrich Pfeifer die 5,50 Meter in die Tiefe und schaute noch einmal in die dunkle Röhre. „Mir kam alles so unwirklich vor.“ Der 65-Jährige stockt, dann lacht er plötzlich. Ich merkte auch: Für eine solche Arbeit muss man 25 sein.“ Zwei Stücke des maroden Holzgerüsts, das den Tunnel einst so sicher abstützte, nahm Pfeifer mit nach oben.

Die Erinnerungen im Kopf sind bei weitem frischer: Ulrich Pfeifer wird in Berlin geboren, der Krieg vertreibt die Familie nach Thüringen und Sachsen. Er studiert in Gera und Dresden Bauingenieurwesen und wird nach dem Abschluss 1960 in einem Ost-Berliner Projektierungsbüro angestellt. Schon lange kommt er nicht mehr mit dem DDR-Regime zurecht. Er fühlt sich entmündigt. („Man denke nur an die so genannten Wahlen“), grübelt oft über ein Fortgehen. Mutter und Schwester wohnen wieder in West-Berlin.

Am 12. August 1961 ist Ulrich Pfeifer bei ihnen in Charlottenburg zu

Besuch, kehrt um Mitternacht in den Ostteil der Stadt zurück. Als er am nächsten Morgen aufsteht, hat sich die Welt verändert. Überall Stacheldraht, Polizei mit Kalaschnikows im Anschlag. Berlin ist geteilt. Und Pfeifer entsetzt. „In dem Moment war es entschieden.“ Hier muss er fort. Am Brandenburger Tor ist er nahe dran, über den gesicherten Zaun zu springen - die Angst ist stärker. Noch.

Eine Woche nach der anderen vergeht. Der Gedanke bleibt: „Ich will weg.“ Seine Freundin Christine ebenso. „Um Abstand zu gewinnen“, fährt Ulrich Pfeifer nach Dresden. Dort trifft er mit Semester-Kollegen zusammen und hört von einem Freund, der beim Versuch scheiterte, durch die Kanalisation abzuhausen. Ihn will Ulrich Pfeifer ansprechen. Am selben Abend kehrt er nach Berlin zurück und schmiedet Pläne.

Die Fluchtgruppe darf nicht zu groß sein, sie besteht schließlich aus vier Frauen und zwei Männern. Seiner Freundin Christine verspricht Pfeifer: „Du bist beim nächsten Trupp dabei.“ Er weiß um die Gefahr des Unternehmens. „Natürlich war Angst da, aber mit der Angst wird man fertig.“

8. September 1961. Mitternacht. Die Gruppe wartet noch eineinhalb Stunden dann ist die Straße menschenleer. Der siebte Mann kommt, der „Deckelmann“. Er bringt einen Haken mit, öffnet damit den gusseisernen Kanaldeckel und verschließt ihn sofort wieder. Eine gefährliche Aufgabe, die belohnt wird: Für die nächste Fluchtgruppe ist er als Erster benannt.

In dieser Nacht steigt Ulrich Pfeifer als letzter ein, es geht drei Meter tief. Dann oben das Klacken: Der Deckel ist zu. Es gibt kein Zurück mehr. Der unterirdische Gang ist etwa 1,40 Meter hoch. Da es nicht regnet, steht das Wasser nur 20 Zentimeter hoch.

Vom „politischen Westen“ ein Blinkzeichen - die studentischen Helfer warten bereits. Und führen die Flüchtlinge Minuten später in die Freiheit. Heute erinnert sich Ulrich Pfeifer an eine eigenartige Anspannung“, dann an ein Erfolgsgefühl: „Wir haben es geschafft!“

Vier Wochen später soll Freundin Christine durch die Kanalisation fliehen, allerdings an anderer Stelle. Doch der Versuch missglückt - er wurde verraten. Zwei Flüchtlinge werden in der Tiefe festgenommen, die vier anderen können auf der Straße weglaufen. Ihre Namen werden dennoch bekannt. Christine wird zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, muss davon knapp drei Jahre absitzen. Für ihren Freund Ulrich ist das unerträglich. Ein (Lebens-)Traum zerbricht.

Pfeifer kann in diesem Augenblick kaum weitererzählen. Christine sieht er übrigens 1988 zum ersten Mal wieder, bei ihrer Durchreise im Bahnhof Zoo. Die persönlichen und die allgemeinen Ereignisse belasten Ulrich Pfeifer. Immer mehr setzt sich bei ihm der Gedanke fest, andere DDR-Bürger in die Freiheit zu holen.

Zusammen mit seinem Freund Hasso Herschel - einem der bekanntesten Fluchthelfer überhaupt - sowie zwei Italienern grübelt er über einer ungläublichen Idee: Von der Bernauer Straße aus wollen sie einen Tunnel in den Osten graben, in die Schönholzer Straße. 126 Meter lang.

Bauexperte Pfeifer berechnet Strecke und Statik. „Man muss schon optimistisch sein und vom Willen getrieben, die Sache zu schaffen.“

Schweigen. „Und man muss hassen, um eine solch gefährliche Sache zu machen.“ Pfeifer will die Genugtuung haben, etwas gegen das Regime getan zu haben. Er will aber auch helfen. 40 Leute sind in den Plan eingeweiht, unter anderem ein Kamerateam des US-Senders NBC.

Der Lehmboden ist schwierig für den Vortrieb, aber gut für die Standfestigkeit. Bei nur 90 Zentimeter Höhe muss im Sitzen gearbeitet werden. „Ich lag auf dem Rücken, ein Polster aus Erde im Kreuz. Die Beine stießen den Spaten ins Erdreich.“ Zwei Stunden dauert jede Schicht. 30 bis 40 Zentimeter Vortrieb sind „ernüchternd“, ein Meter macht richtig stolz. Wassereinbruch unterbricht die Arbeit für Wochen, mehrfach droht das Projekt zu scheitern. Aber resigniert haben wir nie.“ Als die Tunnelbauer unter der DDR graben, wird es richtig gefährlich“. Die Arbeit bleibt unentdeckt.

Nach gut einem halben Jahr der Durchbruch. Ein Glücksgefühl.“ Der 65-Jährige ist den Tränen nahe, als er diesen Moment schildert, 29 Menschen gelangen in den Westen. In die Freiheit. Am nächsten Tag bricht Wasser ein und zerstört den Tunnel weitgehend - und damit neue Fluchten.

Ulrich Pfeifer ist bei weiteren Tunnelgrabungen dabei. Die meisten scheitern, weil sie verraten werden. Doch allein in der Bernauer Straße gelangen so 89 Menschen in den Westen. Als Held hat sich Pfeifer nie gefühlt, stolz sei er schon gewesen. Waren die Tunnel für den freiberuflichen Statiker die bedeutendsten Bauprojekte? Da lacht er erstmals richtig frei. „Es waren zumindest die emotionalsten.“ Die Krönung seines Lebens ist der Fall der Mauer. Die Gedanken an geschehenes Leid aber sitzen noch fest.

bei einer letzten Stunde schon bei Maria Perrone das große Bild von der ersten Sitzung. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen, viele der Frauen sind weinend nach vorne gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Schuldig und frei

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

„Mein Vater war von jenem schlimmen Tag an immer nur krank“

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.



Das Erbe von Caiazzo

52 Jahre nach dem Massaker: Versöhnung mit Ochtendung

VON GABI NOVAK-OSTER



Die Eltern von Maria Perrone sind Maria Perrone und Maria Perrone. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Mehr als vier Jahrzehnte lebten die Angehörigen der Opfer in Ungewißheit. Doch heute 72-jähriger Wolfgang Lehnig-Emden aus der Eifelgemeinde Ochtendung ist für den Tod von 22 Menschen in Caiazzo/Italien verantwortlich. Gerichte in Deutschland sehen sein Kriegsverbrechen als verjährt an. In Italien wurde Lehnig-Emden zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Nicht alleine dieser Widerspruch macht betroffen. Die Angehörigen der Opfer trauern noch immer, warten auf ein Wort der Entschuldigung. Und viele Ochtendunger können nicht fassen, wer hinter der Fassade des unbescholtenen Bürgers „entlarvt“ wurde. Genau 50 Jahre nach Kriegsende reichen die Italiener nun die Hand zur Versöhnung. Doch das Erbe von Caiazzo wiegt schwer.



„Eine Antwort auf meine vielen Briefe habe ich nie bekommen“

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Für uns hat sich aus der Tat eine schwere Last ergeben

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.



Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Und plötzlich ist auch in der Gemeinde Ochtendung alles anders

Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen. Die Angehörigen der Opfer sind gekommen. Die große Halle mit den hohen Decken war voll von Menschen.

Das Erbe von Caiazzo

Mehr als vier Jahrzehnte lebten die Angehörigen der Opfer in Ungewissheit. Dann bekam das Massaker einen Namen: Der heute 72-jährige Wolfgang Lehnig-Emden aus der Eifelgemeinde Ochtendung ist für den Tod von 22 Menschen in Caiazzo/Italien verantwortlich. Gerichte in Deutschland sehen sein Kriegsverbrechen als verjährt an. In Italien wurde Lehnig-Emden zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Nicht alleine dieser Widerspruch macht betroffen. Die Angehörigen der Opfer trauern noch immer, warten auf ein Wort der Entschuldigung. Und viele Ochtendunger können nicht fassen, wer hinter der Fassade des unbescholtenen Bürgers „entlarvt“ wurde. Genau 50 Jahre nach Kriegsende reichen die Italiener nun die Hand zur Versöhnung. Doch das Erbe von Caiazzo wiegt schwer.

Seit einer halben Stunde schon hält Maria Perrone ihre große Handtasche auf dem Schoß, umklammert sie mit nervösen Fingern. Dann plötzlich, als habe sie allen Mut zusammengenommen, zieht die Frau ein vergilbtes Buch hervor. Fast wie von selbst - weil oft betrachtet - schlägt sich die gesuchte Seite auf, zeigt drei Personen: Marias Onkel Nicola, dessen Ehefrau Anna und Tochter Antonetta. Ein Familien-Foto aus glücklichen Zeiten. Sie enden am 13. Oktober 1943. Auf qualvolle Weise.

Anfang Oktober sind deutsche Truppen in Caiazzo, einem 50 Kilometer nördlich von Neapel gelegenen Ort mit etwa 6500 Einwohnern, einmarschiert. Es gibt die ersten Toten. Die Bevölkerung wird vertrieben, sucht in Bauernkaten auf den benachbarten Hügeln Schutz.

Familie Perrone zieht zu den Albaneses. Familie Massadoro zu den wenige hundert Meter weiter lebenden d'Agostinos. Bleibe für ein paar Tage. Als die deutschen Soldaten auch dieses auf dem Monte Carmignano gelegene Haus besetzen, flüchten die beiden Familien zu den Albaneses. In deren Haus wohnen schließlich 21 Personen: vier Männer, sieben Frauen und elf Kinder. Es ist eng, doch das stört niemanden. Alle haben nur einen Wunsch - den Krieg zu überleben.

Am Abend des 13. Oktober ist der Chef der 3. deutschen Kompanie vom Haus der d'Agostinos abwesend, seine Vertretung übernimmt der 20jährige Leutnant Wolfgang Lehnigk-Emden. Der gibt später vor Gericht an, von den Italienern Leuchtsignale aus dem unterhalb des Gefechtsstandes gelegenen Haus wahrgenommen zu haben. Sie sollen den heranrückenden Amerikanern gegolten haben. Experten halten das für unwahrscheinlich, denn die Amerikaner nirgendwohin zu diesem Zeitpunkt auf der anderen Seite des Berges im Tal. Die Italiener hatten also wissen müssen: Unsere Signale werden auf alle Fälle von den Deutschen bemerkt.

In der Dunkelheit des Abends geschieht schreckliches: Leutnant Lehnigk-Emden geht mit zwei Soldaten (einer von ihnen ist verstorben, der andere verhandlungsunfähig) hinunter ins Haus der Albaneses und holt die vier Männer heraus. Sie sollen am Gefechtsstand der Deutschen erschossen werden. Das Unglück vor Augen rannten zwei Frauen und ein Junge der Gruppe hinterher, flehen auf jedem Meter des Weges um Gnade für die Männer. Und müssen wenig später das gleiche Schicksal erdulden wie sie. Alle sieben werden erschossen.

Nur Minuten später soll Lehnigk-Emden nach späteren Zeugenaussagen

gesagt haben: „Weiter unten sind noch andere, die wir ebenfalls beseitigen müssen.“ Er, der selbst im Haus gewesen ist, weiß genau: Es handelt sich ausschließlich um Frauen sowie Kinder im Alter zwischen vier und 14 Jahren. Doch das zählt nicht. Die Bewohner werden - vermutlich durch den Wurf einer Handgranate - aus dem Haus getrieben. Sie sterben im Kugelhagel.

Noch heute ist das Gemäuer von einer Vielzahl von Einschüssen gebrandmarkt. Einige Opfer weisen zudem Stichverletzungen auf, was auf Messer oder Bajonette schließen lässt. Und auf skrupellose Täter. Die Koblenzer Richter zweifeln später nicht daran, dass Lehnigk-Emden der Hauptverantwortliche des Massakers ist. Sie sprechen von einer „bestialischen“ Handlung und von „Mord aus niedrigen Beweggründen“. Lehnigk-Emden dagegen beharrt weiter auf einer „Kriegshandlung“. Das kaum Begreifbare: Seine Tat wird von der Verteidigung so grausam dargestellt, dass sie ihrer Meinung nach auch von der NS-Justiz verfolgt worden wäre. Und dass sie nun als Mord gewertet werden muss. Spekulierend: Dann ist der Mord verjährt. Ein Geschehen, das in Italien niemand fassen kann.

Und auch der aufgrund seiner Ermittlungen mit dem Geschehen vertraute Koblenzer Leitende Oberstaatsanwalt Norbert Weise spricht von einem Prozess, der ihn wie kaum ein anderer berührt hat. Maria Perrone und ihre Schwestern Carmela und Jovanna verlieren in wenigen Minuten sechs Verwandte. Erst am Tag darauf erfahren sie vom grauenvollen Verbrechen auf dem Monte Carmignano. Die damals 19jährige Jovanna ist dabei, als die Toten von amerikanischen Soldaten - sie kommen einen Tag zu spät - ins Dorf gebracht werden. Augenblicke, die beim Erzählen wieder ganz nah sind. Maria denkt an ihre Mutter, die sich vor Schmerz die Haare ausreißt.

Keine der drei Schwestern hat seit diesem Tag das Haus noch einmal betreten. Das Gebäude steht bereits seit vielen Jahren leer, verfällt. Es scheint, als habe sich niemand mehr getraut, in den Mauern zu leben. Geschweige denn zu lachen. Den holprigen Weg zum Berg hinauf gehen Maria, Carmela und Jovanna heute öfter, am Haus des Massakers vorbei zu einem wenige Meter entfernt errichteten Kreuz. „Wir beten hier und legen zum Andenken Blumen nieder“, sagt Maria. Auch an diesem Tag leuchtet ein Strauß in den sonnigen Herbsttag.

Die Angehörigen der Opfer können nicht vergessen. Nicht die Toten und ebenso wenig die Art und Weise, wie die Frauen, Kinder und Männer sterben mussten. Nach vielen Minuten des Schweigens bricht es plötzlich auch aus Ursula Massadoro heraus: „Ich möchte etwas sagen.“ Das klingt, als wolle sie sich in diesem Augenblick mit Worten befreien. Aus der Umklammerung des Schmerzes. Ursula hat bei dem Blutbad zwei Onkel, ihre Oma und eine schwangere Schwägerin verloren. An der jungen Frau hätten sich die deutschen Soldaten besonders brutal vergriffen. „Ihr wurde eine Brust abgeschnitten und ein Stock in das Geschlechtsteil geschoben.“ Worte, die immer leiser werden. Es ist, als schwinde die Kraft zum Reden. Ursula Massadoro lässt aus der bisher krampfhaft geschlossenen Hand ein zerknülltes Taschentuch frei und trocknet ihre Tränen. „Mein Vater war von jenem schlimmen Tag an immer nur krank.“ Das Leid steht der Tochter nicht minder ins blasse Gesicht geschrieben.

Der Name des für das Massaker verantwortlichen Mannes kommt nur mühsam, fast zögerlich, über die Lippen der Frauen, die damals Kinder oder Jugendliche waren und heute Frauen zwischen 60 und 70 sind. „Alles einfache Menschen, ehrliche Menschen“, sagt Rechtsanwalt Angelo Insero. Ihn, der bei dem Unglück seinen Onkel und dessen Frau verloren hat,

haben die Angehörigen zu ihrem Sprecher gemacht. Aus persönlicher Betroffenheit, aber auch der Dimension des Ereignisses wegen, redet er engagiert, oft den Tränen nahe. Ein Anwalt der Gerechtigkeit. Ein Anwalt der Opfer.

Wie allen im Ort, in ganz Italien, ist Angelo Insero die Enttäuschung darüber anzumerken, dass das Verbrechen in Deutschland als verjährt gilt. „Die Geschichte geht weiter, aber wir dürfen nicht die Vergangenheit vergessen“, sagt er. Nicht von den deutschen Soldaten allgemein müsse man sich distanzieren - „wir müssen vielmehr Ideologien verdammen, die Gewalttäter wie Lehnigk-Emden hervorgebracht haben“.

Ich möchte, daß der Täter so endet wie seine Opfer“, klagt eine alte Frau. Doch bei den meisten Angehörigen ist 52 Jahre nach der Tat in den Gesichtern und Herzen kein Gefühl der Rache mehr zu spüren. Eher ein Warten. Auf ein Wort der Entschuldigung, auf ein Wort des Bekenntnisses. Warten auf eine Begegnung. In den Köpfen ist es bereits dazu gekommen. Oft schon hat Lehnigk-Emden ihnen in Gedanken gegenüber gestanden. Oft haben sie mit ihm „gesprochen“. Aber nie eine Antwort bekommen.

Und deshalb geht das Warten weiter. „Falls ich ihn treffe, werde ich fragen: ‚Warum? Warum haben Sie das getan?‘“, sagt Maria Perrone. Und ihre Schwester Jovanna sinniert in all der Zeit: „Hat er kein Herz?“ Seit einigen Jahren können die Menschen von Caiazzo die Gräueltat wenigstens mit einer Person, mit einem Namen, verbinden.

Denn erst nach über 40 Jahren gelingt es dem Amerikaner Joseph Agnone, Licht in das Dunkel der Schreckensnacht zu bringen. Als Hobby-Historiker,

wie er sich selbst bezeichnet, der sich gegen den Nationalsozialismus engagiert. Bei seinen Nachforschungen über die Kriegserlebnisse entdeckt er in der „New York Times“ einen Artikel über das Massaker von Caiazzo. „Eine traurige Geschichte, die mich sehr schockiert hat“, sagt er. Bis 1987 habe niemand Einzelheiten über das Geschehen gewusst. Doch er sei eines Tages in Archiven auf den Namen Wolfgang Lehnigk-Emden gestoßen. Persönlich gesprochen habe er mit diesem nie, ihm aber wohl einige Briefe geschrieben, „doch eine Antwort habe ich nicht bekommen“. Und dennoch, sagt Joseph Agnone, sei es für ihn „eine große Befreiung gewesen, etwas Wichtiges gefunden zu haben“ Er macht eine kleine Pause, sagt dann mit fester Stimme: „So beginnt die Geschichte.

Bis zu dieser Zeit ahnt in Ochtendung (Kreis Mayen-Koblenz) niemand, welches Blut an den Schuhen eines ihrer Bürger klebt. Wie die meisten in der Eifel-Gemeinde, so glaubt auch Renate Severin bei der ersten Information über die Verhaftung Lehnigk-Emdens an einen „Irrtum“. Sie hat nur einen Gedanken: „Das kann nicht sein!“ Und muss sich vom Gegenteil überzeugen lassen. Erkenntnisse, an denen sie schwer zu tragen hat, die „bis heute nicht völlig aufgearbeitet sind“, räumt sie ein.

Renate Severin gehört zu jenen Ochtendungern, die Wolfgang Lehnigk-Emden seit Jahrzehnten kennen. Sie erlebt als 13jähriges Mädchen, als er aus Holzminden in die Eifelgemeinde kommt und sie zu seiner neuen Heimat macht. Seine junge Frau ist hier Lehrerin. Den Namen Emden, das spricht sich schnell herum, hat er einem Vorfahren zu verdanken. Der fuhr auf dem Schiff „Emden“ und hatte die Ehre, seinen Namen um den des Schiffes ergänzen zu dürfen.

In Ochtendung kennt den neuen Bürger bald jeder. Renate Severin sieht Häuser wachsen, die Lehnigk-Emdens Architekten-Handschrift tragen. Sie bekommt mit, wie er - der als „unbeschriebenes Blatt“ gilt - in die SPD aufgenommen wird und für die Sozialdemokraten zwischen 1952 bis 1974 und noch einmal von 1979 bis 1984 im Gemeinderat sitzt. Fünf Jahre arbeitet Renate Severin als „Genossin“ an der Seite von Lehnigk-Emden im Verbandsgemeinderat. „Ein schroffer Typ, ein Querulant. Ein streitsüchtiger Mensch, der wenig Freunde hatte“. beschreibt sie sein Verhalten auf politischer Ebene. Erst in diesem Jahr tritt Lehnigk-Emden aus der Partei aus - „wir hatten es ihm nahegelegt“

Als der Ochtendunger 1992 für 14 Monate in Untersuchungshaft sitzen muss, richtet er über seine Familie an Renate Severin die Bitte, ihm in die Justizvollzugsanstalt zu schreiben. Sie tut es, darf sich zum Tatvorwurf aber nicht äußern. „Ich habe ihm geschrieben, daß er glücklich sein kann, eine Familie zu haben, die zu ihm steht. Und ich meinte damit: auch zu seiner Schuld.“

Mehrfach kommt es später zu persönlichen Treffen, die allerdings immer von Lehnigk-Emden ausgehen. „Das hat mich jedesmal fürchterlich aufgeregt“, sagt die heute noch kommunalpolitisch engagierte Ochtendungerin. „Mit einem Täter darf man sicherlich Mitleid haben.“ Sie legt eine Pause ein. „Aber dann schaue ich auf seine Hände.“ Renate Severin stockt erneut. Ihren Satz vollendet sie nicht. Sie ist den Tränen nahe.

Renate Severin gehört zu einer Delegation des Ochtendunger Gemeinderates, von der die Partnerschaft in Caiazzo vorbereitet werden soll. „Ich bin mit Angst gefahren“, bekennt sie später. Und steht bei der Abreise damit nicht

alleine. Denn nur wenige Wochen zuvor hat Wolfgang Lehnigk-Emden in einem zweiseitigen Brief an Caiazzos Bürgermeister Nicola Sorbo „den traurigen Vorfall“ zwar bedauert: „Soweit ich daran beteiligt war, beschämt mich dies sehr.“ Doch dann spricht der 72jährige von sich als „unerfahrenem Leutnant“, der „im Hinblick auf die herrschenden Kriegshandlungen überfordert war“. In „größter nervlicher Anspannung sind oftmals Entscheidungen getroffen worden, die auf einer Fehleinschätzung der tatsächlichen Lage beruht haben“

Eine solche Fehleinschätzung aber kann der Erschießung der 15 Frauen und Kinder nicht vorausgegangen sein, denn Lehnigk-Emden hatte sich Minuten zuvor selbst von deren Anwesenheit überzeugt. Und genau diese Formulierung wollen die Angehörigen nicht akzeptieren. Ihr Anwalt Angelo Inero in einem offenen Brief an Wolfgang Lehnigk-Emden: „Sie sehen, es handelt sich nicht um einen Vorfall, sondern um eine vorsätzliche Handlung. Sie würde verlangen, daß - zumindest nach 50 Jahren - im Täter das Bewusstsein gereift ist einzuräumen, dass er aus niedrigen Beweggründen getötet hat, wie es auch die deutschen Richter feststellen. Es sei denn, Sie wären bereit zuzugeben, dass das Massaker sich in die Strategie der Wehrmacht einfügte. In diesem Fall kann man erwarten, dass Sie zu jener irrsinnigen Logik auf Distanz gehen Die Wahrheit, und zwar die ganze Wahrheit, das ist es, was wir von Ihnen verlangen.“

Eine Wahrheit, die auch den Bürgern in der Eifel-Gemeinde nur langsam bewusst geworden ist. Jetzt wiegt sie um so schwerer. In bewegenden Worten schildert Renate Severin vor Vertretern der italienischen Gemeinde und auch gegenüber Angehörigen der Opfer ihre persönliche und der Ochtendunger Bürger Betroffenheit, als sie von der Tat Lehnigk-Emdens erfuhren.

Jenes Mannes, mit dem man Tür an Tür gewohnt, mit dem man gelacht und gemeinsame Sache gemacht hat. Eines Mannes, der sich zum Wohle der Bürger einsetzte, der als Präsident viele Jahre dem Dachverband der Karnevalsvereine vorstand - nicht als der Humorvolle, sondern eher als „Macher“ und Organisator. Und plötzlich ist alles anders. Für ihn, für die Familie, für Freunde. Für den ganzen Ort. Renate Severin erwähnt die Unsicherheit, die spürbare Ohnmacht, das Suchen nach den richtigen Worten. Sie fragt: „Wie sollte man sich verhalten?“ Und gibt auch die Antwort: „Die Begegnungen waren anders geworden. Die Toten von Caiazzo standen dazwischen.“ Sie werden es bleiben.

Beim Besuch in Caiazzo fließen Tränen der Trauer, Tränen der Scham. Aber es sind auch Tränen des Glücks, der Freude über neue Freunde. Und Renate Severin bekennt: „Diese Begegnung hilft mir, das Erlebte zu verarbeiten.“ Jede Umarmung. Jedes Wort, das trotz der Sprachbarrieren verstanden wird - mit dem Herzen.

Ortsbürgermeister Franz Schmitz erfährt von den Vorwürfen gegen Wolfgang Lehnigk-Emden bei der Heimkehr aus einem Urlaub. Sprachlosigkeit auch bei ihm. Er denkt spontan „an eine Tat, die bei genauer Kenntnis der Fakten - egal, in welcher Zeit - bestraft werden muss“.

Und der Ortsbürgermeister macht noch heute kein Hehl daraus, mit der Verjährungs-Entscheidung nicht einverstanden zu sein. „Jeder Täter hat einen Anspruch darauf, dass man ihm verzeiht. Das sollte die Gesellschaft aber nicht davon abhalten, ihn verantwortlich zu machen für die Tat.“ Appell und Signal für Gegenwart und Zukunft: „Wenn wir nicht dagegenhalten, laufen wir

Gefahr, daß derartige Verbrechen an der Menschheit nicht mehr gesühnt werden.“

Doch es ist nicht allein das Entsetzen über die Tat des heute 72jährigen, nicht nur die Anteilnahme für die Angehörigen der Opfer. Ortsbürgermeister Franz Schmitz muss mehr als einmal erleben, wie die Gemeinde Ochtendung als „Nazi-Dorf“ beschimpft - und öffentlich angeprangert - wird. Auch so etwas schmerzt. Die Tat eines einzelnen Bürgers - verübt noch als Nicht-Ochtendunger - wird zur Kollektiv-Schuld umgemünzt. „Für uns hat sich eine schwere Last ergeben“, reagiert Schmitz mit Betroffenheit. „Die Bürger wurden in eine Ecke gedrängt, in der sie sich nicht befinden. Wirklich nicht.“

Wie eine „innerliche Hilfe und eine Befreiung zugleich“ wirkt deshalb der Wunsch aus Caiazzo, eine Partnerschaft mit Ochtendung eingehen zu wollen. „Das hat gut getan“, räumt der Ortsbürgermeister ein. Befürchtet anfangs allerdings das - von vielen Bürgern unterstützte - Interesse könne „als Entscheidung für die Medien“ (ab-)gewertet werden. Erst ein näheres Kennenlernen zwischen den Bürgern beider Orte bringt die Gewissheit: „Ja, wir wollen die Partnerschaft.“

Um der Vergangenheit, aber auch um der Zukunft wegen. Das Erbe von Caiazzo wiegt schwer. Für Lehnigk-Emdens Familie - seine Frau und die Kinder. Auch sie sind Opfer. Zu einem Gespräch mit unserer Zeitung ist der 72jähri-ge nicht bereit. Keiner wird ihn mehr ändern können. Keiner wird ihn überzeugen, daß er seine persönliche Schuld am Tod von 22 Menschen eingesteht. Er wird sie wohl mit ins Grab nehmen. Vergessen sein wird das Massaker damit nicht. Nicht bei den Angehörigen der Opfer, nicht bei der Bevölkerung von Caiazzo, nicht bei den Menschen in Ochtendung. Aber gerade das Nicht-Vergessen macht stark für eine Zukunft in

Freundschaft. 50 Jahre nach dem Ende des Krieges haben die Italiener die Hand zu einer Partnerschaft ausgestreckt - zur Versöhnung über den Gräbern, über dem Leid. Ochtendung hat die Hand ergriffen. Die Bürger bitten um Verzeihung - bis auf einen. Der eigentlich Schuldige schweigt weiterhin, verschweigt seine Schuld.

Bereits vor dem offiziellen Partnerschaftsvertrag deutet vieles darauf hin, daß der Schulterschuß der beiden Gemeinden fester sein wird als irgendwo anders. Und daß er gezielt die Jugend einbinden wird. Jene, die morgen Politik machen Die Zukunft für beide Nationen sind.

Das Erbe von Caiazzo. Ein Zeichen der Versöhnung - wo immer sie notwendig ist. Ein Mahnmal gegen den Krieg - wo immer getötet wird.



... Die Familie als einzige bekannte Gemeinsamkeit. Das heißt nicht, was vor mir angesagter Leben geführt habe! ...

In der ehemaligen Stadt Zwickau gibt es keine Häuser mehr, die so schön sind wie die, die ich in der DDR besaß. ...

Als am 9. November 1989 die Mauer fällt und wenig später das DDR-Regime zusammenbricht, horcht die Welt auf. Doch außer den Beifenselbst kann kaum jemand wirklich nachvollziehen, welche Jahre der Unterdrückung und Demütigung vorausgegangen sind. Engagierte Leipziger ernteten noch heute an den langen und couagierten Weg zur friedlichen Revolution. Und sie kämpfen gleichzeitig gegen die Vergessenheit.

Von Gabi Novak-Oster

Zeiten-Wende

Beitrag von Gabi Novak-Oster

JOURNAL Die große Reportage



Dieses Gebäude wird im Auftrag der Regierung und des Bürgerkomitees durch die Volkspolizei gesichert

Machen Sie mit

WIR SIND EIN VOLK

4. September 1989, wir waren noch in der Leipziger Straße. Die Stadt ist voller von Freude und erfüllt von Aufbruchstimmung. ...

Dieses Gebäude wird im Auftrag der Regierung und des Bürgerkomitees durch die Volkspolizei gesichert

Machen Sie mit

WIR SIND EIN VOLK

4. September 1989, wir waren noch in der Leipziger Straße. Die Stadt ist voller von Freude und erfüllt von Aufbruchstimmung. ...

Dieses Gebäude wird im Auftrag der Regierung und des Bürgerkomitees durch die Volkspolizei gesichert

Machen Sie mit

WIR SIND EIN VOLK

4. September 1989, wir waren noch in der Leipziger Straße. Die Stadt ist voller von Freude und erfüllt von Aufbruchstimmung. ...

Zeiten-Wende

Von Gabi Novak-Oster

Erschienen in: „Das ganze Deutschland – Reportagen zur Einheit“
 Aufbau-Verlag von Axel Hacke, Alexander Osang, Robert Leicht mit Beiträgen von Rainer Eppelmann, Markus Meckel u.a.

Erstveröffentlichung: Rhein-Zeitung, 4./ 5. September 1999

Manchmal, sagt Irtraut Hollitzer, da singe sie bei ihrer Arbeit ein fröhliches Halleluja vor sich hin. Der Fremde kann sich das nur schwer vorstellen, hier, an dieser Stätte. Hier, wo heute öffentlich gemacht wird, was die Stasi – das Ministerium für Staatssicherheit der DDR – jahrzehntelang heimlich trieb: unmensliche Machenschaften. Fast schon genial im Sinne der Erfindungsgabe. Aber niederträchtig, gemein und zynisch jenen gegenüber, die mit solch ausgetüftelten Methoden verfolgt, angeprangert und bloßgestellt werden sollten - und wurden.

Auch wenn sie persönlich „vergleichsweise harmlose Dinge“ ertragen musste für Irtraut Hollitzer ist die Arbeit in den authentischen Räumen der Leipziger Stasi ein Stück Vergangenheitsbewältigung. „Ja, auch Genugtuung“, sagt sie ohne Zögern. Die 56-Jährige ist froh, endlich darüber sprechen zu können. Andererseits kommt ihr beim Reden, mit dem Blick hinter die Maskerade der Stasi, eigenes Erleben jeden Tag schlimmer vor. Noch schlimmer. Denn mit dem Abstand wächst auch die Wut.

Weil Irmtraut Hollitzer bei ihrer Arbeit ständig mehr bewusst wird: „Das Leben hätte anders sein können.“ Die Richtung ihres Lebens wird der Pfarrerstochter aus der Niederlausitz bereits in der Kindheit vorgegeben. Die Haltung der Eltern, dass dieser „Staat verachtenswert ist und nicht akzeptiert werden kann“, saugt sie „wie Muttermilch auf“. Natürlich wird Irmtraut - wie auch ihre Geschwister - nicht zu den Jungen Pionieren geschickt und sie ist darauf sogar „ein Stück stolz“. Mit einem Lächeln denkt sie an die Schultage zurück, an denen Marschieren angesagt war. Die Bilder von damals: Sie, ohne Uniform, wird degradiert und muss das Schlusslicht der Gruppe bilden = ausgegrenzt aus der vom Staat genormten Gemeinschaft. Das entsetzt den Vater: Die Tochter erinnert sich an seine Worte: „Wenn so etwas das nächste Mal passiert, kommt ihr nach Hause. Das habt ihr nicht nötig. Damit stärkte er unser Selbstwertgefühl.“ Er stärkt es nicht nur für den Augenblick und für die Schulzeit, sondern fürs ganze Leben. Und das war gut so.

Als Irmtraut mit 17 von ihren Eltern rausgeschickt wird und nach Leipzig kommt, möchte sie ihre Liebe zur Musik auch zum Beruf machen. „Ich nahm Gesangsunterricht und wollte studieren.“ Aber sie darf nicht - es sei denn, sie tritt der FDI (Freie Deutsche Jugend) bei. „Ich hätte mein Gewissen verkaufen müssen und fühlte mich dem Gespräch auch nicht gewachsen“, sagt Irmtraut Hollitzer rückblickend. Sie entscheidet sich für die Freiheit, die sie meint - und wird fortan zur Gefangenen des Staates. „Denn es galt die Devise: Bist du nicht für uns, bist du gegen uns.“ Dennoch akzeptiert sie zumindest ein Leben in der DDR, das wird am 13. August 1961 deutlich.

Irmtraut Hollitzer besucht an diesem Tag mit ihrem kleineren Bruder den älteren Bruder Helmut, der die DDR 1953 nach unerträglichen Attacken

von Seiten der Stasi verlassen hatte und nun in West-Berlin wohnte. „Genau am Tag des Mauerbaus bin ich brav wieder nach Hause gefahren“, denkt sie an diese „Entscheidung fürs Leben“ und erinnert sich noch heute, wie die Mutter zu jedem Zug gerannt ist und auf die Heimkehr der Kinder gehofft hat.

In Leipzig lernt Irmtraut Hollitzer „schlicht und einfach“ in einer Buchbinderei und hat daran sogar Gefallen. Auch im Privatleben tut sich was: Sie verliebt sich bald, heiratet und bekommt vier Kinder: Tobias, Amadeus, Uta und Konstanze, Die Kinder werden so erzogen, wie es Irmtraut von ihren Eltern übernommen hat - sie wachsen in der Sehnsucht nach Freiheit auf. Und damit in die Ablehnung ihres Staates hinein. Keines der vier Kinder fragt, warum es nicht zu den Jungen Pionieren angemeldet wird. „Es war so“, sagt die Mutter, und es klingt noch heute selbstverständlich.

„Unser Verhalten lebte sich täglich aus in Äußerungen und in Diskussionen.“ Die Familie als eingeschworene Gemeinschaft. „Das heißt nicht, dass wir nur ein resigniertes Leben geführt haben“, meint Irmtraut Hollitzer lächelnd. Sie denkt zum Beispiel an ihr Mitwirken bei Kirchenkonzerten. „Auf Umwegen und in bescheidenem Maße hat jeder für sich Dinge geschaffen, mit denen er glücklich war.“ Und sie hat zudem das Glück, im Rundfunkchor an maßgeblicher Stelle einen „Verbündeten“ zu haben, der ihr sogar zu einer Japan-Tournee verhilft. „Das kann ich bis heute nicht fassen.“

Sohn Tobias (33) hat dafür eine logische Erklärung, erinnert sie sich an seine Worte: „Bei euch ist ohnehin kein Blumentopf zu gewinnen.“ Soll sagen:

Die Stasi sieht weder eine Chance, Familie Hollitzer auf Staatskurs zu bringen, noch als informelle Mitarbeiter (IM) über die Fehlritte anderer zu gewinnen - so wie allein in Leipzig 10000 Menschen. „Ich bin froh und dankbar, dass diese Qual mich nicht erreicht hat“, räumt Irmtraut Hollitzer ein. Und fügt hinzu: „Eine Heldin bin ich nie gewesen.“ Auch - oder vor allem - aus Angst um die Kinder. So versuchen die Eltern, das West-Fernsehen von ihnen fern zu halten, damit sie nicht zu Hause so und in der Schule notgedrungen anders reden müssen. „Nicht ja sagen und nein denken. Diese Schizophrenie sollten sie gar nicht erst lernen.“ Die Mutter hält kurz inne, korrigiert sich: „Obwohl dieses zweigleisige Denken ja längst praktiziert wurde.“

Für die Eltern geht es in der Sorge um ihre Kinder vor allem darum, „die Konsequenzen allen Tuns und Lassens einzukalkulieren“. Als Amadeus 1988 seinen Armeedienst mit der Begründung, „nicht zum Mörder“ werden zu wollen, ablehnt, schlägt die Mutter eine Formulierung „aus christlicher Erziehung“ vor. Denn sie weiß: „Eine Entscheidung gegen die Armee ist eine Entscheidung gegen das Land.“

Jeder in der Familie bekommt die Folgen zu spüren. Die Mutter erinnert sich, wie gerne sie in der Schule beim Arbeitskreis „Elternaktiv“ mitgewirkt hätte, doch bereits da ausgegrenzt wird: „Ich kam mir wie ein Stück Aussatz vor.“ Nicht anders fühlen sich die Kinder. Amadeus muss sich erst ein Jahr lang auf einer Schwerstbehinderten-Station bewähren, um den Beruf des Pflegers ergreifen zu können. Tobias wird ein „krummer Rücken“ attestiert, was seine Berufswahl automatisch einschränkt - und dann wird ihm ausgerechnet eine Lehrstelle als Tischler angeboten. Uta übt über Jahre hinweg fleißig für den Beruf der Flötistin, doch die Tür zur Musikhochschule bleibt ihr verschlossen.

Einmal ist es ihr Gebiss, ein anderes Mal stimmt etwas mit dem kleinen Finger nicht ... Und auch Konstanze, die Jüngste, darf erst nach der Wende ihr Abitur machen und kann sich jetzt endlich zur Pianistin ausbilden lassen. Das Leben der Hollitzers ist geprägt von Konflikten mit dem Staat. Von Bevormundung, Gängelei, Schikane und Ausgrenzung.

Doch nicht die Eltern, sondern die Kinder sind es, die sich als Erste öffentlich zum Widerstand bekennen. „1982 gingen sie mit Haushaltskerzen auf die Straße“, erinnert sich die Mutter, „und ich hatte Angst, dass sie nicht zurückkommen.“ So sehr Irmtraut Hollitzer unter dem Regime leidet, „offene Aktionen waren nicht mein Ding“. Sie zögert, wird leiser in der Stimme: „Diese verdammte Feigheit.“ Pause. „Ein bisschen schäme ich mich dafür.“ Dann wieder selbstsicher: „Nee. Ich war eben so.“

Wenn es allerdings darum geht, ihren Kindern zu helfen, nimmt die Mutter auch Risiken auf sich. Sie erinnert sich, dass sie nach einem Besuch bei ihren Eltern in West-Berlin für Tobias Material zum Drucken mitgenommen und dafür an der Grenze gelogen hat. Wenn man die Kinder liebt und sieht, dass sie Hilfe benötigen, Hilfe beim Widerstand. „Heute bin ich froh, dass die Kinder sich durchgesetzt haben.“

Anfang der 80er Jahre, das ist die Zeit, als sich in der DDR eine Jugend- und Alternativszene entwickelt. Die Idee, „für den Frieden zu beten“ und wenig später auch für eine bessere Umwelt, geht von Pfarrer Christoph Wonneberger aus, der damals noch in Dresden tätig ist. Die Friedensgebete werden von einer Hand voll junger Leute auch in Leipzig initiiert. „Ich war erleichtert, dass die Widerstandsbewegung unter dem Dach der Kirche

stand“, beschreibt Irmtraut Hollitzer ihre Ängste um die Kinder. Dann aber findet sie sogar den Mut mitzumachen. „Ich hätte mein Gesicht verloren, wenn ich nicht dabei gewesen wäre.“

Nur wenige wissen, dass die friedliche Revolution von 1989 ihre ersten Ansätze bereits Jahre zuvor hat. Erste kleine Demonstrationen finden im November 1983 im Anschluss an das Friedensgebet in der Nikolaikirche statt. Im Schein flackernder Kerzen protestieren Jugendliche gegen die Aufrüstung, viele von ihnen werden daraufhin festgenommen.

Der 1. Sekretär der SED-Stadtleitung formuliert vor dem Rat der Stadt: „... Diese Ereignisse können nur als Missbrauch christlich motivierten Friedensengagements durch reaktionäre Kräfte innerhalb der Kirche im Sinne einer eigenen selbständigen Friedensbewegung bewertet werden.“ Die Verantwortlichen der Kirche sollen fortan gewährleisten, dass „derartige so genannte Symbolhandlungen im Interesse der Kirche und des Staates unterbleiben.“

Der Staat macht Druck. Uwe Schwabe vom Vorstand des Archivs Bürgerbewegung schreibt in einem Resümee über die Bedeutung der Friedensgebete später: „An diese Erwartungshaltung des Staates werden sich später einige Kirchenvertreter aus Leipzig sehr genau halten.“ In den folgenden Jahren finden die Friedensgebete nur wenig Resonanz. Das ändert sich, als Pfarrer Wonneberger nach Leipzig-Volkmarisdorf wechselt. Fast zeitgleich gründen sich in der Stadt zwei Arbeitskreise, die sich für die Menschenrechte und für einen wirksamen Umweltschutz in der DDR stark machen. In Zusammenarbeit mit Pfarrer Wonneberger machen die meist jungen Leute immer öfter durch öffentlichen Protest auf die Probleme im eigenen Land aufmerksam.

Und sie fühlen sich dabei nicht zuletzt durch Gorbatschows beginnende Reformen gestärkt. Mit Genugtuung registrieren die Protestierenden, dass der Staat von ihren Aktionen nicht unbeeindruckt bleibt: Bei den Verantwortlichen macht sich Nervosität breit. Die Zeiten-Wende hat begonnen. Die friedliche Revolution geht bereits ein Jahr vor ihrem glücklichen Ende in die entscheidende Phase. Die Nikolaikirche, inmitten von Leipzig gelegen, wird 1988 zum Ort politischer Diskussionen. In den montäglichen Friedensgebeten stehen plötzlich nicht mehr biblische Themen, sondern gesellschaftliche Probleme im Vordergrund – und zunehmend wird dabei in aller Öffentlichkeit der Wunsch nach Ausreise in den Westen artikuliert.

Am Umwelttag im Juni spitzen sich die Ereignisse zu. Basisgruppen prangern die Situation im Chemiedreieck Leipzig an, machen mit einem Gedenkumzug auf die starke Verschmutzung der Pleiße aufmerksam, die 1956 in Rohren unter der Erde verschwand. Das einst so reizvolle Flüsschen, Motiv vieler Postkarten, war den Leipzigern geraubt worden. Doch es kam noch schlimmer: Chemieanlagen machten die Pleiße zu einer stinkenden Rinne. Dagegen formiert sich im Juni 1988 Protest. Und schon ist das Ministerium für Staatssicherheit zur Stelle. Das Verbot des Protestzuges wird zwar ignoriert, doch die Superintendenten Leipzigs distanzieren sich von der Aktion. Allein Pfarrer Christoph Wonneberger macht unbeirrt mit.

Inzwischen haben Gruppen und Ausreisewillige eine neue Form der Artikulierung gefunden: Im Anschluss an die Friedensgebete demonstrieren sie und nutzen dabei die Anwesenheit westlicher Journalisten an den Messe-Montagen, um ihre Botschaft rüberzubringen. „Zu dieser Zeit“, so bilanziert später Uwe Schwabe, „distanzierte sich die Kirchenleitung immer mehr von

den kritischen Gruppen.“ Pfarrer Wonneberger, der zu seiner Aufgabe steht, wird sogar abgemahnt. Das wiederum bringt die Gruppen gegen Superintendent Friedrich Magirus auf, erst recht als die Regime-Kritiker von der Mitgestaltung der Friedensgebete in der Nikolaikirche ausgeschlossen werden. Dass das Band nicht ganz zerreißt, wird Pfarrer Christian Führer zugeschrieben: Die Nikolaikirche ist wieder „offen für alle“.

Dennoch bleibt ein Graben zwischen Kirche und Kritikern, und dieser Konflikt scheint bis heute nicht bewältigt. Auslöser ist vor allem der Beschluss, die Gruppen vom offiziellen Kirchentag am 9. Juli 1989 auszugrenzen. Wieder ist es Christoph Wonneberger, der zur „Basis« hält und parallel einen „Statt Kirchentag“ vorbereitet. „Hier ist etwas Großes passiert“ und „hier wurde Geschichte gemacht“, erinnern sich Teilnehmer zehn Jahre später. Manch einer kann dem Verhalten der Kirche inzwischen sogar etwas Positives abgewinnen: „Gut, dass es auch Bremser gab, sonst wäre es vielleicht nicht zur friedlichen Revolution gekommen.“

Der (Doppel-) Kirchentag geht jedenfalls als „Vorbeben der Eruption“ in die Leipziger (Revolutions-)Geschichte ein. Nach dem offensichtlichen Wahlbetrug bei den Kommunalwahlen im Mai ist die Stimmung in Leipzig (und anderswo) explosiv wie nie zuvor. Am 4. September, erneut einem Messe-Montag und wieder einmal ein entscheidendes Datum, gehen die Basisgruppen selbstbewusst und provozierend mit eigenen Transparenten auf die Straße: „Für ein offenes Land mit freien Menschen“ und „Reisefreiheit statt Massenflucht.“

Andere schreien ihre Forderungen laut in den Abendhimmel: „Wir wollen raus.“ Auf Gewalt, das ist die Losung, verzichten alle. Fast alle. Die Polizei

schreitet zunehmend brutaler ein und nimmt zahlreiche Protestierer fest. Abschrecken kann sie damit nicht. Im Gegenteil: Die Schar der Demonstranten wird von Montag zu Montag größer.

Uwe Schwabe erinnert sich: „Der Nikolaikirchhof hatte sich durch die lange Tradition der Friedensgebete und durch die Berichte im Westfernsehen zu einem Kristallisationspunkt herausgebildet, an dem die Menschen ihren Unmut über den Staat artikulieren konnten. Dafür war kein Friedensgebet mehr notwendig. Das, was die Gruppen erreichen wollten – die »Kirchenmauer« zu durchbrechen –, wurde jetzt Wirklichkeit.“

Für die Leipziger wird der 9. Oktober zum entscheidenden Tag für die Zukunft des Landes: 20000 Menschen gehen auf die Straße. Bereits am Tag zuvor hatte Erich Honecker den 1. Sekretären der SED-Bezirksleitungen mitgeteilt, „dass damit zu rechnen ist, dass es zu Krawallen kommt.“

Die Vorbereitungen der Polizei sind gewaltig, von überall werden Einsatzkräfte zusammengezogen: Kampfgruppen, Soldaten, Volkspolizisten, Stasi. Als Parole und „Motivation“ gilt, „dass heute ein für alle Mal Schluss gemacht wird mit der Konterrevolution in Leipzig - oder anders: Genossen, ab heute ist Klassenkampf. Die Situation entspricht dem 17. Juni '53. Heute entscheidet es sich – die oder wir.“ Später müssen die Oberen einräumen: „Mit den Massen hat keiner gerechnet von uns.“

Tobias Hollitzer, nach öffentlichen Protestaktionen selbst dreimal „zugeführt« (also festgenommen), heure Sachgebietsleiter bei der Leipziger Außenstelle des Bundes beauftragten für die Staatssicherheit, sieht im

9. Oktober ein wichtiges Datum: „Der Tag war ein erster Sieg über das alte Regime, der jedoch in den nächsten Wochen und Monaten verteidigt werden musste.“ Er wird ohne Gewalt vereidigt, stark macht vor allem der Zusammenhalt: „Wir sind das Volk.“

Irmtraut Hollitzer ist bei den Leipziger Montags-Demonstrationen zunächst nicht dabei, „die Nikolaikirche ist eben nicht meine Gemeinde“. Als dann am 9. Oktober auch in der Thomaskirche ein Friedensgebet gehalten wird, macht sie mit - „aber eigentlich mehr, weil ich im Kirchenvorstand war“. Das ändert sich: Fortan zieht Irmtraut Hollitzer Montag für Montag durch die Stadt. „Ich war plötzlich mittendrin.“ Auf ihr erstes Transparent schreibt sie ein Solschenizyn-Zitat: „Uns hilft nur eines: Nicht weiter nach der Lüge leben.“

Die Lüge findet ein Ende. Am 9. November 1989 fällt die Mauer. „Was heißt das jetzt?“, fragt sich Familie Hollitzer, als sie abends die Mitteilung von Günter Schabowski hört. „Wir haben nicht gleich begriffen, was damit verbunden war“, erinnert sich Irmtraut Hollitzer und muss lachen. Zehn Jahre später ist die „Freude, wie ich leben kann, unbenommen groß“. Das Leben von Irmtraut Hollitzer hat sich verändert. „Ich bin in der Freiheit angekommen.“ Und gerade deshalb will sie an die Zeit in Unfreiheit erinnern. Wo könnte das besser geschehen als an einer Stätte, die zu DDR-Zeiten Sitz der Staatssicherheit gewesen ist?

Die „Runde Ecke“ am Dittrichring wird am 4. Dezember 1989 gestürmt und besetzt. Erst dann gelangen die unmenschlichen Machenschaften der Stasi langsam an die Öffentlichkeit. Noch im Nachhinein sind die Menschen geschockt. Sie klagen an und fordern zugleich: „Krumme Ecke Schreckenshaus - wann wird ein Museum draus“.

Das Bürgerkomitee für die Auflösung der Staatssicherheit richtet eine Stätte der beklemmenden Realität ein. Die Forderung nach mehr Platz, der im Haus eigentlich vorhanden ist, blieb bisher ungehört. Hier hat sich Irmtraut Hollitzer der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Getrieben wird sie dabei auch von persönlichen Motiven: „Je mehr ich erfahre, umso bewusster wird mir, was Freiheit für mich und meine Familie hätte sein können - und was man mit uns gemacht hat. Was uns vorenthalten wurde, wie wir eingeeengt wurden.“

Es scheint, als durchlebe sie diese Jahre in der Gegenwart immer wieder. Die 56-Jährige wirkt traurig und wütend zugleich. „Unser Leben, das war doch nicht das richtige Leben.“ Geblieben ist vor allem das Gefühl der jahrelangen Demütigung: „Immer nichts wert sein dürfen.“ Nicht im Beruf, nicht in der Gesellschaft. Aber wenigstens in der Familie, das war Trost und gab Kraft.

Jetzt, zehn Jahre nach dem Fall der Mauer, hofft Irmtraut Hollitzer „auf die, die jung sind und die wissen wollen, wie die Vergangenheit gewesen ist“. Sie hofft auf Fragen an die Eltern, befürchtet aber, dass die Antworten oftmals ausbleiben werden. Das Museum an der „Runden Ecke“ gibt sie auf eindringliche, manchmal fast brutale Weise. Ein Besucher hat ins Gästebuch geschrieben: „Das Erschütterndste an der Ausstellung - alles ist wahr.“

Impressum und Kontakt

Gabriele Novak-Oster - Augustinum - Neumühlen 37 - D-22763 Hamburg

Tel.: 0049-40-39194-206 - Mobil: 0049-171-4769373

Mail: info@zeitblende.de Internet: www.zeitblende.de

Gabriele Novak-Oster

Abitur in Bad Neuenahr-Ahrweiler, Volontariat bei der Rhein-Zeitung in Koblenz. Nach Beendigung des Volontariats als Redakteurin in verschiedenen Lokalredaktionen tätig.

In Koblenz: Begleitung der Altstadtsanierung, Frauenthemen (Einsatz für das Frauenhaus), Bildung (Einsatz für den zweiten Bildungsweg), Reportagen über Menschen. Redaktionsleiterin in Lahnstein: Kommunalpolitik, Reportagen Themen aus dem ländlichen Bereich.

Wechsel in das Ressort „Journal“ der Zentralredaktion, Ressortleiterin: Reportagen über interessante und aktuelle Ereignisse und Menschen. Schwerpunkte wurden Reportagen über Großereignisse und die Begleitung der betroffenen Menschen über Jahre hinweg: Fall der Mauer, Bosnienkrieg, Kosovo, Tschernobyl, Flugkatastrophe in Ramstein, Zugkatastrophe Eschede, Geiselnahmen in Koblenz und Gladbeck, Amoklauf in Erfurt.

Für die Reportage „Der Mord an Shari Weber - Skandal oder Restrisiko?“ mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Umfassende und hintergründige Gespräche mit zahlreichen Politikern, Künstlern, Schauspielern und Sportlern.

Maßgeblich an der verlagseigenen Hilfsorganisation „HELFT UNS LEBEN“ beteiligt.

Einsätze und Projekte in Deutschland (z.b. Berichterstattung über Projekte in Sachsen anlässlich der Flutkatastrophe 2002 (Auszeichnung mit dem Fluthelferorden des Landes Sachsen).

Hungerwinter in Russland (Wolgograd, ehemals Stalingrad), Tsunami-Katastrophe: Reportagen und Projekte in Thailand und Sri Lanka (2005), Berichterstattung und Projekte der Kriegsfolgen in Bosnien und im Kosovo (Minenräumung), Projekte in Bangladesh, Bulgarien, Rumänien (mit Witta Pohl), mit Ärzten ohne Grenzen in Niger.

Veröffentlichungen u.a.:

„Zeiten-Wende“ - Von Gabi Novak-Oster

Erschienenen in: „Das ganze Deutschland – Reportagen zur Einheit“, Aufbau-Verlag von Axel Hacke, Alexander Osang, Robert Leicht mit Beiträgen von Rainer Eppelmann, Markus Meckel u.a. - Erstveröffentlichung: Rhein-Zeitung, 4./ 5. 9. 1999

„Der Profi“ - Rudolf Scharping, Hans Wallow (Herausgeber) ECON-Verlag 1994

ZDF-Beitrag: 25 Jahre nach dem Mord an Shari mit Gabi Novak-Oster

ZDF-Beitrag zum Verbrechen an Heike Hein